

*Kalivoda, Robert: Husitská epocha a J. A. Komenský [Die hussitische Epoche und J. A. Comenius].*

Odeon, Praha 1992, 314 S.

Robert Kalivoda (1923–1989) war ein „außergewöhnliches wissenschaftliches Talent mit brillanter Fähigkeit zu konzeptionellem Denken“, wie man ihm nachsagt, und im selben Nachruf zählt man ihn „zu den bedeutendsten tschechischen Denkern der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts“. Die deutsche Diskussion berührte dieser Komet der ersten tschechischen Nachkriegsgeneration nur am Rande, aber immerhin: 1976 erschien bei Böhlau sein umfangreiches Werk über Ideologie und Revolution mit dem Untertitel: *Der Hussitismus*. Zehn Jahre vorher hatte er mit einem kleinen Band über „Marx und Freud“ Aufsehen erregt und war nach Deutschland, in die Schweiz und nach Österreich eingeladen worden, namentlich dorthin, wo man damals über Marxismus und Christentum diskutierte. Das Buch erschien in Deutschland, in Frankreich, in Jugoslawien, in Italien und in Spanien. Die zweite tschechische Auflage von 1970 wurde konfisziert.

Im Jahre 1963 hatte Kalivoda für die erste, die tschechische Fassung seiner damals sogenannten „Hussitischen Ideologie“ den Staatspreis bekommen, nach längeren Debatten, in denen das Buch zunächst noch verurteilt worden war. In den Diskussionen der sechziger Jahre trat der Staatspreisträger dann mit einem politischen Reformprogramm hervor, natürlich einem intellektuellen, nicht sonderlich pragmatischen, zur Minorität verurteilten. Aber für aufmerksame Beobachter einer „Reformation im Kommunismus“, wie für Eugen Lemberg, spielte er schon früh eine Rolle. Und 1970 gehörte er im eigenen Land zu „einem der Hauptfeinde der Normalisatoren“. Der Zusammenbruch des Prager Frühlings machte ihn zum kranken Mann. Daß er 1979/80 noch einmal Gelegenheit hatte, an einem Jahresprojekt des Zentrums für interdisziplinäre Forschung in Bielefeld teilzunehmen, das der vergleichenden Utopieforschung gewidmet war und ihm zwei Studien über das Zeitalter des Comenius und über den modernen tschechischen Strukturalismus ermöglichte, vermochte seine Kräfte nicht noch einmal zu wecken. Der Prager Frühling hatte ihn für eine Zeitlang auch außerhalb der wissenschaftlichen Diskussion populär gemacht, bis zur Teilnahme am „heimlichen Parteitag“ im September; der „Herbst“ hatte seine Kraft gebrochen. In die Emigration zu gehen, hatte er abgelehnt. Auch als Geschlagener blieb er auf dem Feld seiner Niederlage. Alles das nicht ganz ohne menschliche Konzessionen, nicht ohne Genugtuung darüber, daß seine Gesprächspartner in den Verhören nun zynisch geworden seien und nicht mehr brutal, daß seinen Kindern doch noch ein Studium möglich sei, daß er in seiner Familie und bei seinen Freunden Trost fand: Exemplarische Biographie eines Nonkonformisten, von denen es so viele gab in unserem Jahrhundert der gesellschaftlichen Ratlosigkeit und der ideologischen Gewalt neben und zwischen dem blanken Terror in Krieg und innerem Widerstand.

Robert Kalivoda starb am Nikolaustag 1989. In seinen letzten drei Lebenswochen hörte er noch vom Sieg der Dissidenten. Ein zwiespältiger Trost, denn er hatte sich lebenslang für den Sieg des „wahren Marxismus“ eingesetzt. Und vielleicht blieb auch der „Sozialismus mit menschlichem Gesicht“ der große Irrtum seines Lebens, so wie er als Anthropologe immer wieder an die Kraft der Ideen glaubte, die er zu analysieren

suchte, ein Vorhaben, das sich in seinem Lebensweg wie in seinen Diskussionen nun einfach nicht mit dem historischen Materialismus seiner Zeit vereinigen ließ.

Kalivodas Leben war untrennbar mit Diskussion verbunden. Schon der Gymnasiast suchte nach einem besonderen Standpunkt und fand ihn im erweiterten Freundeskreis um Karel Teige, beim namhaften intellektuellen Nonkonformismus in der „Avantgarde“ der Zwischenkriegszeit, die selbstverständlich zunächst der Großen Oktoberrevolution zuneigte. Nach dem Krieg stellte er sich zunächst einmal auf die Seite der Siegreichen von 1948, mit deren Aufstieg seine Studienzeit und seit 1954 seine Mitarbeit am Kabinett für Philosophie bei der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften verbunden war. Aber er war ein eigenwilliger Mitarbeiter: Daß dieses Institut bald danach zur Fabrikarbeit abkommandiert wurde, um für eine Weile den Werktätigen nahe zu sein, eine Strafe gegen widerspenstige Intellektuelle, die bei uns damals so gut wie unbekannt blieb, ist zum guten Teil auf sein Wirken und seine gedankliche Autorität unter den Kollegen zurückzuführen. Umgekehrt blieb bei uns auch wenig beachtet, daß er ein paar Jahre später den Staatspreis erhielt. Überhaupt fiel manche Einzelheit im Leben Kalivodas dem Umstand zu Opfer, daß westliche, namentlich deutsche Medien weit mehr am Schicksal der Schriftsteller interessiert waren als an den Arbeiten jener Wissenschaftler, die mit ihren Urteilen über Geschichte und Philosophie, mit ihrer ständigen Diskussion um Grundzüge der Anthropologie dem Regime im eigenen Land nicht weniger Kopfzerbrechen bereiteten und gleichzeitig bei ihren Landsleuten ungleich populärer waren – die hohen Auflagenzahlen geisteswissenschaftlicher Fachliteratur in jenen Jahren waren nicht allein Propagandaeffekte.

Demokratie ist Diskussion, hinterließ T. G. M. dem Vater Robert Kalivodas als einem seiner entschiedenen Anhänger in der staatlichen Schulverwaltung; Diskussion schlechthin wurde zum Lebenselixier des Sohnes und mit ihr das ständige Ringen um eine angemessene gesellschaftliche Lebensform, die gleichermaßen wie Masaryks utopisches Losungswort und wie unsere vielstrapazierte Diskursgesellschaft nicht so recht mit politischer Pragmatik zu vereinigen ist und doch unentbehrlich erscheint für intellektuelle Politik. Sie suchte der Philosophiehistoriker Robert Kalivoda, erstens zu seiner Zeit und zweitens auch in erkennbaren historischen Akzenten. Während der vier Jahrzehnte, die ihm für diese Suche gegönnt waren: zunächst im Hussitismus aus dem traditionellen Selbstbewußtsein seiner Überzeugung vom Beginn der Weltreformation im eigenen Land; dann, mit besonderer Betonung auf den Schriften des „jungen Marx“, in einer Synthese von Marx und Freud; danach beim Surrealismus und einer neuen, gesellschaftlichen „Wahrheit“ und ästhetischen „Harmonien“. Schließlich suchte er noch einmal in einer Vereinigung zwischen der hussitischen und der barocken Reformation, zwischen Hus und Comenius, in einer Reihe kleinerer Essays und Studien, bei seinem allmählich gelockerten Publikationsverbot in den Organen der Comeniusforschung veröffentlicht. Aber er blieb außerstande, diese Synthese noch in den achtziger Jahren zu vollenden. So unvollendet war 1968 auch eine Edition der Schriften von Karel Teige geblieben, von dem nur der erste Band erschien, ein Signal für die Rebellen in der KPTsch, sowie Teige seinerzeit vierzig Jahre vorher gegen Gottwald und Stalin rebellierte hatte. Auch er hatte verloren.

Im Jahre 1992 gab Jan Kalivoda aus dem Nachlaß seines Vaters nun einen Sammel-

band heraus unter dem Titel *Die hussitische Epoche* und J. A. Komenský. Die Freunde Josef Zúmr und Josef Válka schrieben Nachworte. Für Kalivodas Teilnahme an der internationalen Diskussion um diesen Themenkreis, namentlich auf ideengeschichtlicher Ebene, wie sie der „echte“ oder auch der „schablonenhafte“ Marxismus, je nach der kommentierenden Perspektive, bekanntlich ablehnt, erscheint der Text ganz vorzüglich ausgewählt. Es trifft auch den Problembereich, daß zuguter Letzt noch ein Beitrag über Kalivodas Verständnis von „Emanzipation und Utopie“ in dem Band zu finden ist, Ergebnis seiner Mitarbeit am Bielefelder „ZiF“ 1979/80 und im weiteren Sinn auch ein besonderes Bekenntnis zu seinem utopischen Denken.

Kalivodas großes Verdienst für die Hussitologie ist eben seine philosophische Arbeit. Im allgemeinen bedeutet sie die Rückführung der Ideengeschichte in diesen von der tschechischen Wissenschaft so besonders gepflegten Bereich der Spätmittelalterforschung; im besonderen trug sie vieles bei zur Aufhellung der wirkenden Kräfte in der Entwicklung der hussitischen Bewegung vom reformatorischen Aufbruch bis zur Revolution. In der gegebenen Situation brachte sie aber in das vorherrschende marxistische Schema von der tragenden Basis und dem ideologischen Überbau ein fremdes, sogar ein feindliches Element, ein gegenläufiges, das die tschechische Hussitenforschung bald aufgriff und das seine Wellen schlug bis in die Moskauer Zentrale. Diese Befreiung vom ideologischen „Schablonismus“ wurde von den meisten Historikern ganz recht verstanden. František Graus machte eine unrühmliche Ausnahme in seiner Rezension der deutschen Version des Buches, die er 1977, selber schon fast zehn Jahre in Deutschland, in der *Historischen Zeitschrift* veröffentlichte. Nicht nur Bücher haben ihre Schicksale . . .

In die Wissenschaftsgeschichte könnte Robert Kalivoda nach seinem gesamten Anliegen eingehen als ein Marxist, der in Wirklichkeit keiner gewesen ist.